

Zeitschrift: Am häuslichen Herd : schweizerische illustrierte Monatsschrift
Herausgeber: Pestalozzigesellschaft Zürich
Band: 51 (1947-1948)
Heft: 6

Artikel: Der Limmat entlang
Autor: Eschmann, Ernst
DOI: <https://doi.org/10.5169/seals-665622>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

Der Limmat entlang

Von Ernst Eschmann.

Die Spazierwege von Zürich aus führen sternförmig nach allen Windrichtungen. Wohl den meisten Besuch erhalten die beiden Ufer des Sees und die Hügelzüge, die ihn begleiten, der Zürichberg, Uetli, Albis und der Zimmerberg. Aber zuzeiten tut man gut, sich westwärts zu wenden. Die Limmat weist den Weg. Sie übt eine starke Verlockung aus. Aus der Tiefe schimmert ihr blaues Band. In gemächlichen Windungen schmiegt sie sich dem nördlichen Hügelzug an und verleiht der Landschaft Leben und Schönheit. Ja eine Größe wird ihr eigen durch den weiten Blick, den sie dem Wanderer gewährt. Der Fluß läßt sich Zeit. Es ist, als ob er selber Ausschau halten wollte nach den sonnigen Höhen der Gemeinde Höngg. Der Häuserkranz zieht sich ohne Unterbruch unter der Waid durch, bis hinauf an den Wald, und da und dort winkt noch ein Flecklein Nebland. Einst zählten die Stöcke hier in die Tausende, und wenn Höngg eine Rebe in ihrem Wappen führt, hat es allen Grund dazu. Aber die Zeiten und besonders die letzten Jahrzehnte haben starken Wandel geschaffen. Villen sind erstanden. Das Grün mußte weichen, und die Stadt streckt ihren langen Arm bis hinunter nach Engstringen.

Es ist ein herrlicher Herbstsonntag. Ich schlendere vom Hardturm aus dem Wasser entlang. Recht seltsam nimmt sich das alte, so massiv errichtete Bauwerk an der Peripherie der Stadt aus. Es war Besitztum des ritterlichen Geschlechtes der Manesse, die ihre Burg oben auf der Manegg am Hange des Uetliberges gebaut hatten. Die alte Lehmmauer ging hier durch. Die Jahrhunderte haben eine neue Welt gebracht. Tausendfältiges Rufen und Schreien und Klatschen haben mich aus historischen Gedanken herausgerissen in die sportbegeisterte Gegenwart. Ich wende mich um und schaue die dicht besetzten Ränge des Förrlibuck-Sportplatzes. Es geht um einen heißen Kampf. Die Gemüter sind erregt. Noch lange verfolgt mich das aufgeregte Mitgehen der Menge.

Die Limmat kümmert sich nicht darum. Leise rauschend verfolgt sie ihre Bahn. Ein Rudel

Enten läßt sich mittragen. Sie machen eine vergnügte Fahrt und finden unterwegs manchen willkommenen Bissen.

Schön ist der Strandweg. Man geht auf der Böschung und wird von einer Allee von Pappeln begleitet. Drüben lacht die Sonne. Zu meiner Linken hat sich ein ganzes Städtchen von kleinen Holzhäuschen angesiedelt. Es sind die Familiengärten fleißiger Hausväter. Industrien, Fabriken haben sich auf meiner Seite nicht ergelassen. Aber sie verbergen sich hinter einer idyllischen Waldzone. Es ist das Werdhölzli, das eine Strecke weit dem Strande folgt. So wandert man dahin und zieht einen großen Bogen. Man steht still und freut sich des blauen Himmels. Ganz weit hinten haben sich die Glarner Berge aufgebaut. Die Schneehäupter scheinen hernieder, über den langgezogenen See hinweg, über die Stadt, hinunter ins Tiefland. Ein gesegneter Sonntag. Freilich, ein frisches Lüftchen weht, und sein Raunen jagt: der Winter ist in meinem Gefolge. Er möge sich gedulden!

Und sachte wandelt sich das Panorama. Von drüben im hellen Licht der Sonne winken die prächtigen Güter des Sonnenbergs und des Sparrenbergs. Sie schauen vom Gubrist hernieder, die alten stattlichen Familiensitze der Mischeler und Gottinger.

Das Auge macht immer neue Entdeckungen. Wie schön, wie köstlich diese herbstliche Welt! Die farbige Tönung der Blätter hat schon begonnen. Dort leuchtet es auf wie lodernde Flammen, goldgelb zündet es aus Kronen, die sich wiegen, und noch einmal spiegelt sich das Bild in den blauen Wassern. Einen langen Rahn seh' ich in Gedanken auf den Fluten treiben. Es ist die Phantasie des plauderlustigen Malers und Mahners Albert Welti. Eine seltsame Figur sitzt im Rahn und hat seine gierigen Augen und Finger auf ein Häuflein Münzen gerichtet. Der Geizhals ist es, der sein Hab und Gut zählt und der schönen Umgebung nicht achtet, die an ihm vorüberzieht. Blinde Menschen sind's, die nur das Geld im Kopfe haben und nicht ahnen, was ihnen entgeht.

Limmatpartie
bei Höngg

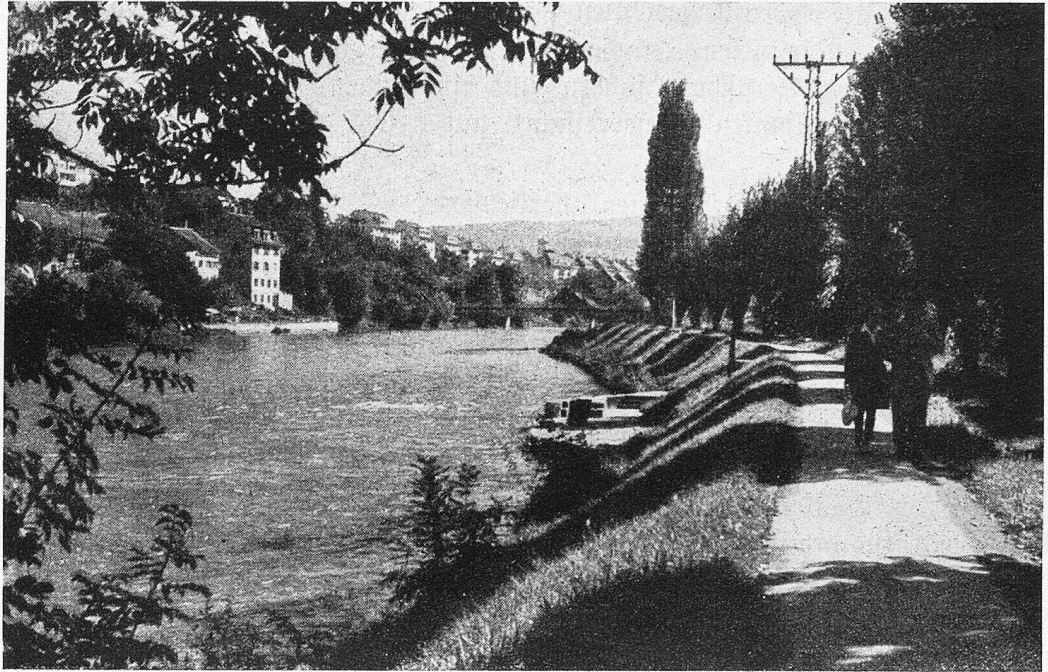


Photo J. Wellauer

Nicht umsonst hat der Künstler just die Limmat mit ihren Ufern erwählt. Sie verbindet Lieblichkeit mit triumphierender Freude.

Der Wasserlauf ist keine Wasserstraße wie einst. Die alten Zürcher fuhren im Weidling nach Baden zur Kur. Vergnüglich ist es, in der „Badenfahrt“ von David Heß nachzulesen, wie so eine Fahrt vor sich ging. „Eine reizendere Wasserreise als diese ist kaum gedenkbar. — Wie ein Pfeil vom Bogen geschneilt, fliegt der leichte Rachen auf bläulichen Wellen dahin. Die Gegenstände wechseln jede Minute; kaum hat man eine bedeutende Stelle erreicht, so verschwindet sie wieder, verdrängt von einer andern, die das Aug auf sich zieht.“ Und weiter unten schildert der liebenswürdige Sittenmaler: „Die südliche Seite des anmutigen Hönggerberges ist schon zurückgetreten; die Kirche von Höngg winkt vergebens auf ihren Nebhügel; wir haben jetzt nicht Zeit, dort vom Friedhof die herrliche Aussicht zu bewundern. Der Strom zieht uns vorbei an den Getreide- und Pulvermühlen, vorbei an allen reizenden Wiesen, Obst- und Weingärten, an schattigen Wäldchen, an Landhäusern und malerischen Hütten unter alten Rußbäumen, von Weiden umzäunt. —

„Dort strebt ein Türmchen auf klösterlichen Dächern empor. Hier ist das Fahr. Hier wohnen die armen, blassen Nonnen,“ schreibt der

Erzähler voll Mitleid. „Sie beten und singen und sticken und tändeln ihr freudloses Leben dahin. Nur an seltenen Festtagen, und wenn sie etwa zur Alder gelassen haben, ist ihnen vergönnt, sich im Freien zu ergehen und am Ufer des Flusses unter ihren Fruchtbaumalleen an der Seite eines gefälligen Probstes oder Beichtvaters zu lustwandeln.“

Dieses Kloster der Benediktinerinnen ist heute mein Wanderziel. Noch ist es im Grünen verborgen, und es gilt, unten bei Engstringen die breite, neue Brücke zu überschreiten und das rechte Ufer zu gewinnen. Von oben herunter schauen die Nebel von Weiningen, die bewaldeten Höhen des Altberges und verlockende Edelstübe im Grünen. Wenn David Heß sie noch sehen könnte! Wenn er wüßte, wie die Gegend sich verwandelt und belebt hat! Seltsam muteten ihn die großen Kessel des Gaswerkes Schlieren an. Hohe Kamine rauchen, und eine ganze Fabrikstadt ist zusammengerückt, Schuppen, Geflänge, Berge von Kohlen und Schienenstränge stellen die Verbindung mit der Linie Zürich-Baden her. Die Bahn! Eine Neuerung, eine Erfindung, die David Heß in höchstes Erstaunen versetzte. Nicht einm! ihre Anfänge, die „Spanischbrölli-Bahn“, hat er erlebt. Mit ihr hätte er ein neues Kapitel in sein verdienstliches Badener Buch einfügen können. Und mit klopfen-

dem Herzen hätte er den hochgemuten Pontonieren nachgeschaut, die diesen Sommer in mehreren Schiffen nach Straßburg fuhren und ein Nachspiel der berühmten Hirsebreifahrt aufführten.

Das Kloster Fahr hat sich einen allerliebsten Winkel auserlesen. In einer grünen Mulde liegt es, nahe am vorüberrauschenden Wasser. Es bildet eine aargauische Enklave. Die Klosterwirtschaft „Zu den zwei Raben“ deutet darauf hin, daß Einsiedeln hier seine Hoheitsrechte ausübt. Man besucht die alte, schön renovierte Kapelle und die Kirche des Klosters. Andächtige knien in den Bänken und verrichten ihr stilles Gebet, während draußen der laute Sonntag um die Kirche geht. Buntes Volk drängt sich der Klosterpforte zu. Es möchte sich eine Erinnerung erobern, ein paar Kröpflein, das bekannte Gebäck der Nonnen. Niedlich und öltzsauber ist das kleine Friedhöflein, in dem verstorbene Schwestern ruhen. Alle Gräber prangen im Schmucke wohlgepflegter Blumen.

Das Kloster scheint von der Neuzeit nicht viel Notiz zu nehmen. Die Unruhe des Verkehrs dringt nicht zu ihm. Auf acht Jahrhunderte schaut es zurück, in die frühesten Anfänge, da die Freiherrn von Regensberg die Stiftung vollzogen haben. Reicher Besitz gehört dazu und eine ausgedehnte Landwirtschaft.

Es ist Abend geworden, und fühler wehen die Lüfte. Zeit, den Weg fortzusetzen und nach Hause zu denken. Ein bequemes Sträßchen führt auf eine sanfte Höhe. Noch einmal schaue ich zurück nach der klösterlichen Welt. Da kommt ein Geistlicher daher und liest in seinem Brevier. Ein Bild, ein Stück Mittelalter in der Gegenwart. Ein Wäldchen nimmt mich auf. Drüben rollt ein Zug. Und noch einmal wirft mich eine historische Erinnerung anderthalb Jahrhunderte zurück. Für David Heß waren die aufregenden Ereignisse brennende Gegenwart. Er schildert: „Die Gegend wird allmählig flacher, der breitere Strom nimmt in seine kühlen Arme mehrere kleine Inselchen auf, die mit Weiden-gestrüpp bewachsen sind, und wir können mit Muße den Punkt betrachten, wo im Jahr 1799 der französische Feldherr Massena am 25. Herbstmonat bei Dietikon eine Schiffbrücke

über die Limmat schlug, die Russen auf dem rechten Ufer überfiel, wie eine verheerende Lawine sich wieder über die Stellungen verbreitete, die er am sechsten Brachmonat, von den Oesterreichern gedrängt, verlassen hatte und dann, durch die berühmte zweitägige Schlacht bei Zürich, das Schicksal von Europa, zugunsten seiner räuberischen Regierung, wieder für mehrere Jahre entschied. Rechts im Niederholz liegen viele hundert Russen begraben, welche, zu schwach, und des Krieges mit den leichtfüßigen Franzosen noch nicht kundig, beim ersten Anlauf den Tod fanden.“

Hinweg ihr traurigen, so denkwürdigen Bilder! Die Gegenwart verlangt ihr Recht. Und sie ist da, brausend und donnernd. Denn Wagen an Wagen sausen auf der spiegelglatten Autostraße einher. Mit blendenden Lichtern pfeilen sie aus der großen Stadt, nach Baden, nach Bern, in die welsche Schweiz, und aus der entgegengesetzten Richtung stieben ihnen andere entgegen. Ein neuzeitliches Rieswerk steht da, Geschäftsräume, Geleise führen an die Maschinen heran, und weiter vorne die breite Brücke, der gebändigte Fluß, der Kräfte hergeben muß, alles nüchterne, geschäftige, Nutzen spendende Gegenwart.

Die Limmat ist nicht mehr der geruhige Fluß von anno dazumal. Er ist in das Wirtschaftsleben von heute eingespannt. Räder muß er treiben und Stuben erhellen. Man läßt ihm keine Ruhe. Unter in Wettingen wird er noch einmal gebändigt, er wehrt sich und schafft wie ein Held. Er kennt keinen Sonntag. Die Menschen sind rastlos geworden und unersättlich in ihren Zielen.

Solche Gedanken nehmen mich gefangen, bis ich den Bahnhof Dietikon erreicht habe. Dunkel ist es geworden.

Da rasselt er heran, der donnernde Zug, und führt mich heim in die Stadt.

Die Limmat aber geht ihren Gang, als wüßte sie von allem nichts. Sie hat das prangende Zürich gesehen und gesellt sich weiter unten zufrieden dem Rhein zu. Mit dem Rhein zieht sie gemächlich dem Meer entgegen, gleichsam der Ewigkeit. Und wir Menschen, haben wir ein anderes Ziel?

Idyllische Land-
schaftspartie beim
Kloster Fahr



Photo J. Wellauer

Kinderfreunde

In meiner Erinnerung aus der Kinderzeit hebt sich ein betagtes Verwandtenpaar hervor, von dessen Persönlichkeiten viel Licht und Wärme in die Herzen des kleinen Volks geflossen ist, das einst bei ihnen ein- und ausging.

Zwar wurde der Großonkel mit dem silbernen Haar und dem Quäkerbart — übrigens auch ein Onkel des bekannten Pfarrers Arnold von der Predigerschule in Basel — als geistiger Mittelpunkt der weitverzweigten Familie von manchen nicht ohne Scheu angesehen, da sein vielbegehrtes Urteil durchaus nicht immer milde lautete. Unser sichergehender kindlicher Instinkt dagegen nahm nichts an ihm wahr, was irgend hätte Scheu einflößen können, und so war seine hohe Erscheinung für uns auch ganz beherrscht von den freundlichen Augen, die immer ein lustiges Wort zu verheißen schienen. Der Onkel pflegte stets den Gehrock zu tragen, aber auch wenn er, behaglich die lange Pfeife rauchend mit dem Schlafrock angetan, im Lehnstuhl saß, hatte seine Gestalt nichts an Würde verloren. Ueberdies war der Schlafrock von der kundigen Hand der Tante mit feinsten Stickereien versehen und mochte, wie das ebenfalls bestickte sei-

dene Käppchen, zu dem guten Eindruck das feine beitragen.

Das kinderlose Ehepaar machte sich eine Freude daraus, uns Kleinvolk abwechselnd zum Essen einzuladen, wobei beide sich gern mit der Eigenart eines jeden befaßten. Sie besaßen ein villenartiges Haus, dessen Parketttreppen nur so glänzten, wie überhaupt alles dort hell und liebenswert erschien wie die Menschen selber. Sie waren in der Tat so recht die Leute für Kinder, dieser Onkel und seine Frau, voller Freudefähigkeit und dabei so frisch und spassig, daß man in ihrer Gegenwart alle Befangenheit ablegte und sich zuweilen sogar feck werden fühlte. Der Onkel jedenfalls schien alle Dinge von der humorvollen Seite anzusehen, sobald Kinder um ihn waren, aber auch die Hausgehilfin aus dem Bernbiet mußte manchenmal aus seinem Mund einen ihrer für uns fremd klingenden Sätze scherzend nachahmen hören.

Nach dem Essen wurde in der Küche draußen in einer großen, blanken Pfanne die Milch über das Feuer gehängt, und nun sollten wir gut aufpassen, bis das weiße Gesäume ein Bäuchlein bekam und in die Höhe flog. Dann war